

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Am toten See.

Roman von Robert Koblrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bassow wurde rot vor Aerger, fast mehr noch über sich, als über den andern. Er hatte ja doch selbst nach Beweisen für das Verschulden dieser Frau gesucht und gefragt, und nun er die Verdachtsgründe gegen sie von kundigster Seite vernahm, trieb ein ihm unverständliches Gefühl ihn zum Widerspruch. Sich darum fest in die Bügel nehmend, zwang er sich gewaltsam zur Ruhe. „Jurist und Nichtjurist werden sich über die Wichtigkeit eines persönlichen Eindrucks immer schwer einigen,“ gab er mit möglichster Gleichgültigkeit zurüd. „Jedenfalls liegt mir nur an voller Wahrheit, und wenn Sie mir dazu verhelfen, bin ich Ihnen sehr dankbar. Aber wenn das, was ich von Ihnen über die Schuld der Baronin bisher gehört habe, schon alles ist —“

„Es ist nicht alles. Die Motive sind, wie stets, auch in diesem Falle das Beachtenswerteste. Und es ist keine Frage: der Baron starb seiner Frau Gemahlin sehr gelegen. Sie haben eben selbst von ihrer früheren Theaterkarriere gesprochen. Vergessen Sie nicht, was es für eine Dame vom Theater bedeutet, durch eine Heirat in die gute Gesellschaft eingeführt zu werden, ein sorgenloses, in diesem Falle sogar glänzendes Dasein mit einem ungetrübten Eigenerleben zu vertauschen. Und all' das sollte nun mit einemmal zu Ende sein. Sie wissen, das Ehepaar stand vor der Scheidung. Aber das wissen Sie vielleicht noch nicht, daß der Baron die Absicht hatte, ein früher zugunsten seiner Frau gemachtes Testament, das ihr im Falle seines Todes sein ganzes, sehr beträchtliches Privatvermögen sicherte, durch ein anderes zu ersetzen?“

„Darf ich fragen, woher Sie das erfahren haben, Herr Staatsanwalt?“

„Sehr gern. Der Verstorbene hat mit einem Rechtsanwalt in Berlin darüber konferiert, und von ihm ist dem Gerichte diese Mitteilung geworden. Noch wenige Tage, und das neue Testament hätte bereits existiert.“

Bassow war stehen geblieben und starrte vor sich auf den Boden, wo der Sonnenschein die Fenstersprossen abzeichnete. Sein Körper bewegte sich ungeduldig hin und her, während er zwischen den Bahnen murmelte: „Es ist abscheulich!“

„Was meinen Sie, Herr Baron?“

„Verzeihen Sie, wenn ich auch an mich selbst einmal denke in dieser Sache. Ich sehe mich da in einer ganz abscheulichen Situation. Durch den unerwarteten Tod meines Veters bin ich Herr dieses Majorats geworden, ich habe die Frau, von der wir eben so viel gesprochen haben, nur erst ganz flüchtig, ganz formell gestern bei der Trauerfeier begrüßt. Heute fordert es der Anstand von mir, daß ich zu ihr gehe, ihr meinen Besuch mache. Wie soll ich ihr

gegenübertreten, wovon soll ich mit ihr sprechen? Soll ich ihr von Teilnahme reden, wenn sie meinen Vetter vielleicht hat ermorden lassen?“

„Sie müssen da wohl ein wenig Komödie spielen.“

Bassow richtete sich hoch empor; sein Gesicht rötete sich noch mehr. „Das kann ich nicht, Herr Staatsanwalt. Ich bin kein Komödiant. Ich bin ein ganz einfacher Landmann gewesen bis heute, der einen guten Boden von einem schlechten unterscheiden kann, — zu gesellschaftlichen Zinessen habe ich nie getaugt. Und ich habe in meinem Leben immer nach einfachen, klaren Verhältnissen gesucht. Ja, wenn Sie mir einen unumstößlichen, bündigen Beweis gegeben hätten für die Schuld dieser Frau —“ er schlug mit dem Rücken seiner linken Hand leidenschaftlich auf die stach ausgestreckte Rechte — „dann wäre die Sache in Ordnung, und ich wüßte, was ich zu tun habe. Dann ginge ich hin zu ihr und sagte: „Du bist eine Kanaille — schere dich fort aus dem Hause, in dem ich nun der Herr bin!““

„Das wäre sehr einfach, aber vorläufig ist es doch wohl nicht gut möglich. Und ich habe die Pflicht, Ihnen auch zu sagen, was für die Anschuld jenes Komödianten und gleichzeitig für die der Frau Baronin spricht. Er hat erstens keinen Fluchtversuch gemacht, sondern ist ruhig nach seinem bisherigen Wohnort zurückgefahren; er hat ferner den Zettel, den die Baronin ihm geschrieben hatte, nicht vernichtet, obwohl er ihn schwer kompromittierte, und endlich hat man auch nicht das geringste von den geraubten Gegenständen bei ihm gefunden. Also —“

„Also ist die Sache noch verwickelter und unklarer als vorher,“ sagte Bassow mißlaunig, fast heftig. „Sie verdächtigen diese Frau und sprechen sie frei in einem Akt. Mich aber stürzen Sie damit in immer größere Verwirrung.“

Der Staatsanwalt stand auf. „Es tut mir leid, Herr Baron, wenn ich diesen Effekt erreicht habe! Mir muß es aber genügen, meine Pflicht getan zu haben. Und weil Sie nun Herr in diesem Hause sind, möchte ich vor dem Abschied noch sagen, daß die Untersuchung an Ort und Stelle hier jetzt als beendet gelten kann. Das Arbeitszimmer Ihres Herrn Veters braucht nicht mehr verschlossen gehalten zu werden, vielleicht aber nehmen Sie dann doch zur Sicherheit gleich die Briefschaften und sonstigen Papiere, die auf dem Schreibtisch liegen, unter Verschluss.“

Bassows Gesicht erhellte sich ein wenig. „Das ist gut — das ist ein Punkt, worüber ich mit ihr sprechen kann.“

Der Staatsanwalt lächelte. „Diese Sache scheint Ihnen mehr am Herzen zu liegen, als alles andere. Nun — ich empfehle mich.“

„Ich empfehle mich,“ antwortete Bassow zerstreut und starrte wieder auf den Fußboden hinab, während Giegli zur Tür ging. Als er sie fast schon erreicht hatte, raffte Bassow sich auf aus der tiefen Verjorrenheit und ging mit raschen Schritten ihm nach. „Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, daß ich so zerstreut bin. Sie sehen, wie schwer es

mir wird, aus meiner stillen und einfachen Existenz heraus mich in verworrene, zweifelhafte Verhältnisse hineinzufinden. Und wenn ich unhöflich gewesen sein sollte, dann vergehen Sie mir, bitte, auch das. Ich bin eine lebhaftige Natur, mag ich nach außen hin auch still und ruhig erscheinen. Und ich danke Ihnen trotz allem sehr für die Aufklärung, die Sie mir gegeben haben. Leben Sie wohl."

"Leben Sie wohl, mein lieber Baron. Und vergessen Sie nicht: ein Staatsanwalt ist nicht immer nur Ankläger; in erster Linie ist er Wahrheitsfucher."

Noch eine Verbeugung, ein herzliches Händeschütteln, dann war Bassow allein. Und jetzt begann er ein Hin- und Herwandern, das lange Zeit dauerte, und wobei er mitunter die Rippen bewegte, als wenn er mit jemandem spräche. Zuletzt aber blieb er stehen, warf den Kopf ungeduldig in den Nacken und sagte laut: "Ach was, wer wird sich vor einem Weibe fürchten!" Er wechselte nun rasch den Anzug, läutete dem Diener und ließ sich der Baronin melden.

Dann tritt er, als der Diener mit seiner Antwort zurückgekommen war, durch den langen Korridor des ersten Stockwerks vom einen Flügel des Schlosses zum andern hinüber, wo die Baronin wohnte. Als er eintrat, hatte sie am Fenster gestanden, doch wandte sie sich rasch nach ihm um und kam ihm entgegen. Seine kühle, steife Verbeugung schien sie kaum zu bemerken, sondern sie begann gleich zu sprechen, ein wenig hastig und aufgereg.

"Ich danke Ihnen, daß Sie zu mir kommen. Setzen Sie sich. Wir werden manches miteinander zu bereben haben."

Er folgte der Aufforderung, und sie setzte sich ihm schräg gegenüber auf ein Sofa von heller Erdbeerfarbe, von dessen lichthem Grunde sich ihre schwarze Trauerkleidung finster abhob. Einen Augenblick sah er ihr schweigend ins Gesicht; alles, was der Staatsanwalt über diese Frau gesagt hatte, ging im Fluge wieder durch seine Seele. Sein Ausdruck wurde noch kälter bei solchen Gedanken. "Ja, Baronin," gab er dann zurück, "wir haben wohl allerlei geschäftliche Dinge zu besprechen."

Sie machte eine ablehnende Bewegung. "Ach, das Geschäftliche lassen wir lieber für ein andermal. Ich bin heute sehr zerstreut. All der Schreden und all die Unruhe der vorigen Tage, — und dann — vor einer Stunde war der Staatsanwalt bei mir. Dieser Herr von Sieglitz!"

"Er hat es mir erzählt."

"Dat er Ihnen auch gesagt, was er mit mir gesprochen hat?"

"Nein, das nicht."

"Wie rücksichtsvoll! Ueberraschend rücksichtsvoll in der Tat!" Sie sprach mit schneidender Bitterkeit. Ihre Augen blinkten, und Bassow fühlte aufs neue, wie schön diese Frau war, trotz mancher Unregelmäßigkeit in ihren Zügen. Das goldige Haar, die feine, weiße Haut und die dunkel schimmernden, manchmal schwarz leuchtenden Augen bildeten einen wundervollen Farbengegensatz.

Blötzlich machte sie eine leichte Bewegung, als wenn sie etwas von sich abschüttelte, und fand mit überraschender Leichtigkeit nun den unerbittlichen Ton der Dame von Welt. "Wir werden jetzt eine Zeitlang Hausgenossen sein, Baron. Das Testament meines verstorbenen Mannes bestimmt, wie Sie vielleicht wissen, daß ich noch für ein halbes Jahr nach seinem Tode das Recht habe, hier im Schlosse zu wohnen."

"Ja, sein Testament." Es war ihm zuwider, von dem Testament sprechen zu hören, das diese Frau zu dem gemutmaßten Verbrechen getrieben haben sollte, und seine Antwort klang rau. Sie aber fuhr fast ohne Unterbrechung fort:

"Ob ich die ganze Zeit hier bleibe, kann ich freilich noch nicht sagen. Sie werden es verstehen, daß es mir bisher nicht möglich war, einen festen Entschluß über mein zukünftiges Leben zu fassen. Die schreckliche Katastrophe ist so jäh hereingebrochen —"

Sie schielte einen Augenblick, aber Bassow fand keine Antwort. So wechselte sie abermals den ernst gewordenen Ton und fragte: "Haben Sie schon über Ihr Hierbleiben entschieden, Baron? Müssen Sie noch einmal nach Schlesien zurück, oder —"

"Ich muß noch einmal zurück. Schon morgen muß ich fort. Ich bin so Hals über Kopf abgereist, daß ich vieles zu ordnen habe, bis ich hierher überfledeln kann."

"Das läßt sich begreifen. Werden Sie lange fortbleiben?"

"Ich rechne auf zehn Tage ungefähr."

"Nun, hier läuft die Maschine wohl auch ohne Herrn ihren gewohnten Gang. Das Personal ist gut, und wenn Sie es wünschen, sehe ich auch noch ein wenig nach dem Rechten."

"Ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein, Baronin."

Sein kühler Ton schien sie zum ersten Male zu frappieren; sie schielte einen Augenblick und sah ihm scharf ins Gesicht, um dann zu sagen: "Auch ich habe Ihnen zu danken, Baron. Dafür, daß ich kein Wort konventionellen Beileids von Ihnen gehört habe. Sie wissen als nächster Verwandter des Toten ohne Frage, wie hier die Dinge lagen in letzter Zeit."

Er machte wortlos eine zustimmende Bewegung.

"Sie wissen, daß wir vor der Scheidung standen. Aber das ist Ihnen doch vielleicht nicht bekannt, — meines Mannes Verwandte haben die Dame vom Theater ja mit großem Nachdruck abgelehnt, — daß wir zwei Jahre lang in sehr, sehr glücklicher Ehe gelebt haben. Dann ist es anders geworden. Meine Schuld ist es aber nicht gewesen, ich glaube das kühn behaupten zu können."

Ihr Gesicht hatte sich leicht gerötet, ihre Augen leuchteten in einem besondern Glanz. Sie war noch schöner als zuvor, aber Bassow fragte sich doch im Stillen, ob Ton und Bewegung echt seien. Das Komödienspielen war ihr Beruf gewesen, — vielleicht war auch dies nur Komödie. Da er wieder nicht antwortete, sah er, wie sie stutzte, von seinem Schweigen betroffen. Dann fragte sie rasch und kurz: "Was hat Ihnen der Staatsanwalt über mich gesagt?"

Er zauderte einen Augenblick, aber gleich hob er den Kopf und sah ihr fest in die Augen: "Ich möchte das nicht wiederholen, Baronin."

Indem Sie das sagen, weiß ich, was er gesprochen hat. Aber ich weiß dadurch auch etwas anderes noch: Sie sind vorhin unwahr gewesen gegen mich." Sie war plötzlich aufgestanden; die Hände, die ein wenig zitterten, fest auf den Tisch gestützt, stand sie ihm gegenüber. Unter ihren Worten aber verwandelte sich auch sein Wesen. Er sprang empor gleich ihr, ein Beben durchlief auch seinen Körper.

(Fortsetzung folgt.)

### Das verwunschene Schloßchen.

Von M. Jankowski.

Langsam rüstete sich die Sonne zum Scheiden. Eigentlich führte sie nur noch ein Scheinregiment. Der Winter, der gestrige, machte ihr die Herrschaft streitig. Heute aber hatte sie noch einmal den Sieg davongetragen — heute hatte sie noch einmal verschwenderisch all ihr Licht, ihren Glanz ausströmen können über das friedliche Städtchen. Nun beim Scheiden schien sie sich von dem alten Bau, den der Volksmund das „verwunschene Schloßchen“ getauft hatte, gar nicht trennen zu können. Hier trostete es herunter von Giebeln zu Giebeln wie flüssiges Gold — umspann den mit unzähligen Giebeln und Türmchen verzierten schloßartigen Bau mit magischem Zauber. Just wie ein verzaubertes Schloß sah es aus, das alte Haus, das lange, lange Jahre unbewohnt gestanden, und seiner fast stets verschlossenen Fensterläden, seines urwaldigen Parkes, den fast nie ein menschlicher Fuß betrat, seinen Beinamen verdankte.

Die Eigentümer lebten außerhalb, nur ganz selten öffneten sich die Fenster, schritten durch die dichtbewachsenen Wege die hohe Gestalt der Besitzerin des „verwunschene Schloßchens“, Frau von Felben, und ihr Sohn. Er studierte Jura und die Mutter begleitete ihren Sohn von Universität zu Universität — nahm seinetwegen ein richtiges Nomadenleben auf. Sie hatte nur den einzigen — das erklärte alles.

Nun hatte auch ihn das Vaterland gefordert; über ein Jahr kämpfte er draußen gegen eine Welt von Feinden. Und sie, die Mutter, hatte ihn fortziehen lassen — ohne daß ihr, wie sie zuerst glaubte, das Herz darüber gebrochen wäre. Ja, sie lebte weiter und ah und trank, während Heinrich vielleicht Tage um Tage mit seinen Kameraden hungerte — und sie saß in warmen Zimmern, während ihr Kind dort draußen zur gleichen Stunde sich vielleicht frierend an seinen Nebenmann drückte. — um nicht zu erstarren in der eisigen Kälte. Und nichts konnte sie tun, als beten — beten.

Doch — noch etwas anderes konnte sie tun — und deshalb gleichten und funkelten heute die vielen Fenster des verschwundenen Schloßchens. Frau von Felben hatte schon längst ein Lazarett mit vielen Betten einrichten lassen. An nichts durfte es hier den Verwundeten fehlen, sie kam selbst, um hier und da nach dem Rechten

zu sehen — aber sie konnte beruhigt sein. Sie hatten es gut, die Tapferen! Dafür sorgten schon die mildtätigen Schwestern — dafür sorgten die jungen Bekerinnen, die so treu und unermüdlich ihre schweren, freiwillig aufgenommenen Pflichten erfüllten. Wie sie sie bewunderte, diese jungen Heldinnen — die bis vor kurzem nur die Sonne im Leben gekannt! Denen sorgsam jedes Steinchen aus dem Wege geräumt war — die noch vor kurzer Zeit — und doch, wie ferne lag dem heutigen Denken — im Ballsaal sich schmiegen und wiegten! Deren weiße Händchen keine schwere Arbeit fannten und die nun mit denselben Händen locksten und schuerten, Verbandzeug und die blutige Wäsche wuschen, — und so lind die Wunden pflegten — heilige Hände!

An einem der hohen Fenster lehnte ein junges Mädchen, das Blütenweiße Häubchen ließ nur gerade einen Streifen des goldenen Scheitels sehen, daß es aufleuchtete auf der weißen Stirne wie gesponnenes Gold. Nun war sie bald ein Jahr im Lazarett-dienst tätig. Nach dem abgelegten Examen, das, wie Better Deutbold neckisch sagte, jedem Mediziner zur Ehre gereicht hätte — schmückte sie nun die Schwestern-Haube, war sie Note-Kreuz-Schwester. Wie viele Helden hatte sie hier einziehen — aber auch viele — dem Leben neugeschenkt — wieder fortziehen sehen. Von unendlichem Leid — aber auch von unendlichem Glück raunte alle diese Räume. — Dort in dem langen Saale sah sie noch immer das bleiche Geschöpf liegen, das nicht glauben wollte, daß ihr Glück wirklich tot sei. Aber in jenem Zimmer, an jenem Bette hatte eine alte Mutter und ein junges Mädchen gekniet — da war trotz allem Leid strahlende Sonne. Niemand hatte mehr an das Aufkommen des jungen Biontens geglaubt, dem eine Granate das linke Bein abgerissen — und nun war er dem Leben neugeschenkt! Mutter und Braut dursteten ihn mitnehmen. Das waren lichte schöne Augenblicke, die man nie, nie mehr im Leben vergaß.

Und mit Bifelott Werner durfte sie nun hier die Kranken hegen und pflegen — mit derselben Bifelott, mit der sie gemeinsam von klein auf die gleichen Bänke des Gymnasiums gedrückt hatte. Das gleiche Bausanner Pensionat hatte ihre lustigen Badischstreichge gesehen — und Seite an Seite halfen sie jetzt dem Tod manch braven Krieger abtrotzen.

— Was war es nun — seit einiger Zeit schien etwas Fremdes zwischen sie und Bholott getreten zu sein — etwas, dem Eva keinen Namen geben konnte. Trug auch Bifelott ein Leid — wovon sie ihr nie gevprochen?

Den breiten Weg herauf kam ihr Better, der junge Doktor Deutbold. Kameradschaftlich ging ihm Eva entgegen — und erstattete ihren Krankenbericht, mit dem der Arzt recht befriedigt schien. Aber etwas zerstreut schien er zuzuhören, so, als bedrückte ihn eine Sorge. Besorgt fragte ihn Eva. „Fast schon recht gesehen, Eberl — na, raus muß es doch — geht dich zunächst an.“

„Ja, was hast du denn, so red doch, rede!“  
„Ich komme von Frau von Felben.“ Ein leiser, banger Aufschrei: Heinrich! entschloßteste Evas Wippen. Den Schrei hörte Bifelott nicht, die soeben aus dem Operationsaal kam — aber sie sah — wie Doktor Deutbold besorgt über Evas tiefgesenktes Köpfchen fuhr. Ein weher Zug trat in Bifelottes liebliches Gesichtchen. „Fah zog sie sich zurück — hätte Eva das leidzuckende Antlitz sehen können — so wäre ihr der Grund der Entfremdung klar geworden.“

„Eberl, sah dich, Heinrich ist nicht tot — allerdings schwer verwundet. Aber denk, das große Glück in allem Unglück — er kommt her — ist schon unterwegs. Wenn es deine Zeit erlaubt, möchtest du nachher zu Frau von Felben kommen — ja, ja, kleine Geheimnisräumerin — nun sind Eure Schanddaten offenbar geworden. Vielleicht darfst du ihn sogar pflegen — deinem Liebsten — aber nur, wenn deine Nerven nicht mit dir durchgehen, kleine.“ Da geschah etwas Unerhörtes — die schlanke, blonde Schwester fiel hübelnd dem jungen Arzt um den Hals — gut, Bifelott, daß du dieses nicht zu schauen brauchtest! —

Am Schmerzenslager eines schwer leidenden Unteroffiziers zeigte Eva, wie sehr sie ihre Nerven in der Gewalt hatte.

Obgleich alle ihre Gedanken zu dem Liebsten flogen — obgleich sie fiebernd die Stunde herbeisehnte, da sie zu Heinrichs Mutter eilen durfte, hielt sie tapfer aus in dem süßlichen Narzissenraum. Ohne Bittern und Bagen reichte sie dem Arzte Skalpell und Nadel, Nähseide, Watte und Verbandzeug — ohne sich einmal zu irren — ruhig und sicher.

„Bist doch 'ne tüchtige Schwester, Eberl, meinte nachher Deutbold, als sie nebeneinander den langen Korridor durchschritten. „Du mit deinen lieben geschickten Fingern pflegst dir auch sicher den Liebsten wieder gesund!“

Ein helles frohes Lachen flog über Evas Jüge — wenn auch die Angst da war — die Zuversicht, Heinrich dem Leben, dem Glück wiederzugeben, war viel stärker. Hastig verabschiedete sie sich und Deutbold trat nun in Bifelottes Reich. Ein helles weißes Zimmer — sechs schneeweiße Betten, trotz des nahenden Winters Blumen in Vasen und Schalen.

Ja, Bifelott und Eva verstanden es — Licht und Sonne an den Schmerzenslagern zu verbreiten. Ihr ganzes Taschengeld opferten sie willig dafür — und wo dieses nicht ausreichte, mußte Vater und Mutter viel, recht viel aufsteuern, und alles wurde für ihre „lieben großen Kinder“ verwandt. Die dankten es ihnen aber auch. Das zeigten die leuchtenden Wide, die immer und

überall den schlanken eleganten Gestalten der jungen Pflegerinnen folgten. Nur einer aus Bifelottes Schar konnte den Samariterinnen nicht mit den Augen folgen — ein Auge hatte er bei einem Sturmangriff verloren — das andere war so stark in Mitleidenhaft gezogen, daß der Arzt an der Erhaltung des kostbaren Gutes zweifelte. Eine Binde lag über beiden Augen des jungen Gelehrten — und das war ihm das Schrecklichste, nicht mehr lesen können — nicht mehr lesen . . . Er murzte und klagte nicht. Aber Bifelotte sah seine Seelqualen. Hart und lind trödete sie ihn; widmete ihm ihre ganze freie Zeit. Das ihm wissenschaftliche Werke vor — und die Briefe seiner Eltern und seiner Braut, die alle heiß und innig den Tag herbeisehnten, der den stillen Dulder wieder in ihre Mitte führen sollte. Auch heute fand Doktor Deutbold Bifelott am Bette des jungen Philosophen. Aus Spengers Autobiographie hatte sie ihm vorgelesen. Sie waren bei der Stelle angelangt, da er bekennt, daß auch die synthetische Philosophie das Welträtsel so ungelöst läßt als je. Bang auf seufzte der Kranke — das Rätsel, das ihm das Leben jetzt aufgab, erschien ihm augenblicklich noch weit schwerer. Was sollte aus ihm werden? In diese düsteren Bistonen klangen Bifelottes Worte plötzlich wie Sphärenstimmen: „Der Doktor Hauswald, wissen Sie denn auch, was Professor Wichmann vorhin gesagt hat? Ich glaube, er wollte es Ihnen erst morgen sagen — fürchtet vielleicht die freudige Aufregung — aber ich verrate es doch schon: Die Besserung Ihres Auges hat bedeutende Fortschritte gemacht — und hoffen dürfen wir! Er hat wirklich gesagt — hoffen.“

Dankbar tastete der Kranke nach des Mädchens Hand: „Wenn wahr wäre, Schwester, wenn's wahr wäre . . .“

Inzwischen war Dr. Deutbold zu den anderen Betten getreten. Jetzt wandte er sich wieder Bifelott zu: „Wenn ich fertig bin, nehme ich Sie mit; Eva ist schon fort, ist bei Frau von Felben.“

Wild klopfte Bifelottes Herz. Das erstmal, daß sie mit Deutbold allein geben sollte. Bisher waren die beiden Mädchen stets zusammengegangen; ab und zu begleitete sie Deutbold, der ganz in der Nähe der beiden wohnte.

„Sie verwöhnen Hauswald zu sehr, Bifelott, das sollen Sie nicht. Sie dürfen sich nicht so sehr überanstrengen.“ Klang besorgt seine Stimme.

Verwirrt schaute Bifelott auf, warum sprach er so lieb zu ihr, er hatte ja Eva!

„Ach, das hüßel Lesen ist Erholung nach der körperlichen Arbeit am Tage — und Eva strengt sich genau so an . . .“ Der junge Arzt hörte die leise Eifersucht heraus. Gerührt schaute er auf das junge Ding, das so mutig neben fremdem Leid noch — sein eigenes trug. Das würde ja eine ganz prächtige Doktorfrau! Doch zuerst mußte er die kleine Eifersüchtige beruhigen — und raunend hörte Bifelott, daß auch Eva ein Geheimnis still getragen.

„Ja, ja, der große Weltbrand zeigt uns, was in den Nachfolgerinnen der biblischen Eva steckt — zeigt uns, was für herrliche stille Heldinnen die deutschen Frauen sind. Auch du, süße, herzige Bifelott, bist solch eine stille Duderin gewesen — aber nun sag es mir, Bifelott, willst du mein Fräulein werden — mein —“

Da geschah das Unerhörte zum zweiten Male am gleichen Tage — wieder flog eine liebe Schwester dem jungen Arzt um den Hals. Aber diese wollte er schier nicht mehr loslassen — das war die Rechte!

Noch eine glückliche Stunde verlebten sie oben bei Bifelottes Eltern.

Lange aber blickten heut vier selige Mädchenaugen zu den Sternen und segneten das „verwünschte Schlöfchen“, in dem sie ihr Glück gefunden.

### Russische Gymnastikinnen im Karpathenfeldzuge.

In russischen Hauptquartier ist kürzlich von der Front ein sechszehnjähriger, mit dem Georgskreuz geschmückter „Korporal“ eingetroffen, der dem schönen Geschlechte angehört und 14 Monate im Felde gestanden hat. Er heißt Zoe Smirnowa und steht mit seinen kurz geschorenen Haaren wie ein Knabe aus, verdrückt sich aber durch den Klang seiner Stimme. Zoe Smirnowa war Gymnastik in Moskau, als der Krieg ausbrach; die große Begeisterung des Augenblicks erfaßte sie, sie fand Kameradinnen, und Ende Juli verließ sie mit 11 weiteren Gymnastikinnen das Elternhaus, um in das russische Heer einzutreten. Da die Mächt der krieglustigen Schillerinnen bald bemerkt worden wäre, wenn sie in Moskau einen Militärzug bestiegen hätten, so fuhren sie erst gemeinsam nach der nächsten Station, um sich dort Uniformen zu verschaffen. Die Gelegenheit war günstig; es gelang ihnen, sich einem gerade im Bahnhof haltenden Truppenentransport anzuschließen, und, von den Soldaten bewillkommnet, bis nach Galizien zu gelangen. Als der Vormarsch am Lemberg begann, bekam der Major ihres Regiments von dem Abenteurer Wind; er traf Anstalten, um das Duzend Gymnastikinnen in die Heimat zurückzuführen, dann aber fühlte er ein menschliches Mitleid und gestattete den jungen Amazonen die Teilnahme am Feldzuge unter der Bedingung, daß sie sich die Haare wie ordentliche Soldaten kurz scheren ließen. Natürlich bedeutete diese Operation ein schweres Opfer von seiten der Jüwöl, aber nach heftigen Trännergüssen

willigten sie doch ein, und so konnten sie, die abgehackten Flechten im Tornister verborgen, am Vormarsche gegen Lemberg teilnehmen. Sie zogen dort mit ein, sie drangen mit den Russen in Galizien vor, mit ihnen erklimmen sie die Hänge der Karpaten. Eine Ausnahmestellung anzunehmen, weigerten sie sich: alle Strapazen, alle Entbehrungen mit ihren männlichen Kameraden zu teilen war ihnen Ehrensache. Daß sie sich im rauhen Tone des Kriegs- und Lagerlebens allmählich aus jungen Damen zu richtigen Kriegerinnen ver wandelten, daß sie, mit der Zeit männliche Namen annahmen, läßt sich denken. Dann kamen die Tage der deutsch-österreichischen Karpatenoffensive: in zähen Ringen wurden die Russen getroffen, sie mußten immer weiter zurück, die Karpaten mußten wieder geräumt werden. Und damit brach über die kleine Amazonenchar eine Zeit schwerer Prüfung herein. Eine der Bräut, die 16jährige Sina Morozoff, wurde von einer Granate zerrissen; ihre Freundinnen begruben sie am Wege, in der Nacht wurde weiter marschiert und heute weiß Zoe Smirnowa kaum, wo ihr Feldzugskamerad gebettet liegt. Mehrere andere wurden verwundet, Zoe selber erhielt einen Schuß ins Bein und einen in die Seite: beide Male war die Verwundung so schwer, daß sie ohnmächtig auf dem Schlachtfelde liegen blieb und nur zufällig von Krankenträgern aufgefunden wurde. Nach ihrer letzten Verwundung mußte sie einen Monat im Lazarett zubringen: kaum geheilt, zog sie aber wieder ins Feld. Sie fand jedoch ihr altes Regiment nicht mehr wieder und diese unvorhergesehene Tatsache brachte sie so aus der Fassung, daß sie sich niederließ und zu weinen begann. Der Anblick eines Korporals, der, mit dem Georgskreuz und der Kriegsmedaillie geschmückt, so jung und zart aussah und dabei schluchzte, setzte den ganzen Schützengaben in Erstaunen; als aber ein paar Soldaten teilnehmend heratraten und sich allmählich alles ausführte, wurde das Eis gebrochen und die Kameradschaft, die Zoe mit ihrem alten Regiment verknüpft hatte, auch hier hergestellt. Immerhin hatte das Leben im Felde nun für sie seinen Reiz verloren; sie entschied sich, die Front zu verlassen, und nun ist sie in einem Lazarett hinter der galizischen Front beschäftigt. Was aus ihren Kameradinnen geworden ist, weiß sie nicht; wahrscheinlich stehen sie noch an der Front, vielleicht sind sie aber auch mittlerweile nach Hause geschickt worden, wie jene Maria Mikalowa, die sibirische Truppen von der mongolischen Grenze bis nach Polen begleitete und dort an den Geschehnissen teilnahm, bis sie in Warschau entdeckt und freigeschickt wurde.

**Vermischtes.**

Der dunkle Punkt im englischen Volksleben. Daß selbst die schärfsten Antialkoholgesetze und die patriotischsten Ermahnungen den whiskytrunkendlichen Briten den Verbrauch benötigten Spirituosen nicht abzugewöhnen vermochten, geht aus einer Rede hervor, die in der letzten Versammlung der Studienkommission der Londoner Universität von dem Londoner Arzt Dr. C. W. Saleeby gehalten wurde. Das Laster des Trinkens, erklärte der Arzt, ist auch heute noch der dunkle Punkt im Leben des englischen Volkes. Nach 17 Kriegsmo naten, die dem Volke die Augen über den Ernst der Lage geöffnet haben, nach 17 Monaten eines angestrengten Alkoholfeldzuges im Lande, nach 17 Monaten alkoholfeindlicher Gesetzgebung steht England in der Alkoholfrage ungleich tiefer als die Völker der anderen kriegführenden Nationen. Die genauesten wissenschaftlichen und statistischen Untersuchungen ergaben, daß die Zunahme der Kindersterblichkeit in England seit dem Ausbruch des Krieges fast ausschließlich auf den Umstand zurückzuführen ist, daß selbst die Mütter eine bedrohliche Sympathie für alkoholische Getränke an den Tag legten. So werde das Geld, das die Nation den Frauen der im Felde stehenden Männer zur Bewahrung der Zukunft auszahlte, dazu verwandt, um die Zukunft des Volkes auf das schlimmste zu gefährden. Dies sei ein unsinniges Vorgehen, das die Kraft der Bevölkerung lähme. Auch im Heere sei bemerkt worden, daß die verminderte Verwendbarkeit zahlreicher Soldaten auf die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses ihrer Väter und Mütter zurückzuführen ist. Die Kindersterblichkeit und der sie fördernde Alkoholgenuss sind Gefahren, die nicht minder bedenklich sind als der Krieg und seine Wirkungen.

Hypnose zur Heilung von Nervenstörungen in Kriege. Nachdem in einzelnen Fällen von im Felde verursachten Nervenchocks — wobei meist Explosionen in Betracht kamen — in London erfolgreiche Versuche mit hypnotischer Behandlung gemacht worden waren, werden, wie der englische Major Charles S. Myers in der Zeitschrift „The Lancet“ berichtet, nunmehr eine Reihe von Nervenstörungen systematisch mit den Mitteln ärztlich angewandter Hypnose behandelt. Die Fälle, um die es sich bisher handelte, waren: Verlust des Sprachvermögens, krankhafte Furcht, nervöse Reflexbewegungen und Verlust des Gedächtnisses. Von den bisher mit Hypnose behandelten nervenkranken Soldaten wurden 26 Prozent vollständig geheilt, 26 Prozent wurden wesentlich gebessert, 35 Prozent erwiesen sich als unempfänglich für hypnotische Beeinflussung, 13 Prozent reagierten auf die Hypnose, ohne daß die Leiden sich besserten. Nach den bisherigen Ergebnissen ist man in englischen Kreisen der Ansicht, daß die Hypnose bei allen Personen mit Nervenstörungen, sofern sie überhaupt hypnotisch

empfänglich sind, zumindest geeignet ist, die rein medizinische Behandlung wirksam zu unterstützen und so die Besserung zu beschleunigen.

**Büchertisch.**

„Der Völkerring“. Eines der spannendsten politischen Probleme dieses Krieges, ja überhaupt der neueren Geschichte ist das Verhalten Italiens vom Beginn des Krieges bis zu seinem eigenen Eintritt in den Krieg. Ist auch der langsame Szenewechsel allmählich recht deutlich geworden, ist auch der Schlusseffekt das Ergebnis einer unvergleichlichen Mache geweien: ein wirksamer Schlüssel zu der erstaunlichen Drehung wollte sich dem deutschen Verständnis immerhin nicht darbieten. Diesen zu verschaffen bemüht sich in seiner gründlichen und methodischen Art der „Völkerring“ (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) in den Heften 58—60. Neben der lückenlosen Darstellung der gesamten auf den Krieg bezüglichen inner- und auerpolitischen Vorgänge in Italien zur Zeit seiner Neutralität finden wir einige treffliche Aufsätze, die nach den inneren Fäden der Geschehnisse mit gutem Glück forschen, so „die Tragik Italiens“, worin der Widerstreit zwischen den politisch-wirtschaftlichen Interessen des Landes und der tiefsten historischen nationalen Empfindung des Volkes aufgezeigt wird; wer das über diese Empfindung Gesagte verstanden hat, dem wird vieles klar, was ihm vorher einfach unbegreiflich blieb. Lieft man hierzu noch den „Einfluß des Krieges auf das Wirtschaftsleben des neutralen Italien“ mit dem von England rücksichtslos geltend gemachten Druck, so löst sich das Rätsel ziemlich reiflos auf. „Die Mobilisation der Gemüter“, die „Feier zur Enthüllung des Denkmals in Quarto“ u. a. bringen in gewandter Regie jene leidenschaftlichen, dramatischen Bilder aus dem öffentlichen politischen Leben, unter deren Begleitung sich die Dinge abspielten.

Hermann Wagner, Bekennnisse. (Egon Fleischel u. Co., Berlin, Linkestraße 16.) Der Novellist Hermann Wagner hat seinen besten Roman erscheinen lassen, der das Gute der Novellistik übernimmt, ohne deshalb eine durchgreifende und großzügige Gestaltungs kraft vermissen zu lassen. Weit über Zweidrittel des Buches sind mit den einfachen und alltäglichen Geschehnissen zweier Menschen angefüllt, die sich kennen und lieben lernen. Hierin liegt auch nicht das Besondere des Buches, sondern darin, wie die feinsten Schwingungen der menschlichen Seele die gewalttätigen Eindrücke der Großstadt und die melancholischen Stimmungen der Natur scheinbar mühelos eingefangen und an starke Worte gefesselt sind. Das Schicksal eines Menschen, der aus seiner inneren Unsicherheit heraus einen Halt sucht, der über seine Selbsterpflüchtigung mit einem starken Glauben, einem starken Gefühl hinweg möchte und doch wieder nur neue Wirbel in sich aufreißt, an denen sein Liebste zugrunde geht, das ist in diesem Buche mit einer klaren und einfachen Gestaltung gezeigt.

Otto Weddigen und seine Waffe. Aus Weddigen's nachgelassenen Papieren, die von der Familie dem „Marinedant“ zur Bearbeitung und Veröffentlichung übergeben worden sind und soeben erschienen sind, gewinnt man erst ein richtiges Bild von unserem jungen H-Boot-Helden, der uns leider durch gemeinen Meuchelmord entrisen wurde. Otto Weddigen und seine Waffe, Tagebücher und nachgelassene Papiere. Unter Mitwirkung der Familie herausgegeben von Hermann Kirchhoff, Vizeadmiral i. D., so lautet der Titel des heben im Marinedant-Verlag (Berlin S. 42) erschienenen offiziellen Weddigen-Buches, das angesichts der reichen Ausstattung mit etwa 70 Bildern aus Kunstdruckpapier und einem Kupferdruck ein sehr schönes Buch ist. (3 Mark in Leinwand gebunden.)

Wongs illustrierte Kriegsgeschichte: Der Krieg 1914/15 in Wort und Bild, 57.—59. Heft. (Preis je 30 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Wong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

Kriegsgewinnsteuer-gesetz. Gesetz über vorbereitende Maßnahmen zur Besteuerung der Kriegsgewinne. Vom 24. Dezember 1915. Erläutert von Professor Dr. jur. Fritz Stier-Somlo. Im Anhang: Gesetz über die Kriegsabgaben der Reichsbank vom 24. Dezember 1915 nebst Begründung. Verlag von Franz Vahlen in Berlin W. 9, Linkestraße 16. Preis gebunden 2 Mark.

**Magisches Quadrat.**


In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A E E H H H I I N N R R T T Z derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrecht. Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:  
 1. Nutigen Vogel.  
 2. Ein Gefangstüch.  
 3. Treuen Wächter.  
 4. Ein Jagdgerät.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Gleichlangratsels in voriger Nummer! Star.